



VERWEIS

Wissenschaftler slammen

Ständig ist von der Wiederkehr der Religion die Rede. Und dass man sich dem stellen muss. Schön und gut, aber was machen eigentlich die Wissenschaften? Also die, die nicht im Zeichen eines Gottesbekenntnisses stehen? Wer kümmert sich darum, was dort so vor sich geht? Die Schwierigkeit daran ist leider, dass den meisten Laien der Zugang verwehrt ist, zu spezialisiert sind die Dinge, mit denen sich Molekularbiologen und Neurowissenschaftler beschäftigen. Gut, dass es ein eigenes Vermittlungsangebot von angehenden Wissenschaftlern gibt: Im Science Slam im SO 36 (Oranienstr. 190, 5. 1., 20 Uhr, 7/5 Euro) stellen Nachwuchsforscher ihre Arbeit vor, mit lustigen Bildern und in verständlicher Sprache. Gott sei Dank!

BERLINER SZENEN

MIT EIERLIKÖR Ist Winter jetzt

Am U-Bahnhof Yorckstraße ist die U-Bahn gerade weg. Neben mir auf der Bank sitzt ein Mann, der sich über eine 2-Liter-Packung Vanilleeis beugt. Er kippt mit einer Hand eine kleine Flasche Eierlikör ins Eis und löffelt mit der anderen.

Es ist sehr leise im ganzen Bahnhof, man hört nur das Schmatzen und Schlabbern. Elf Minuten bis zur nächsten U-Bahn. Eine Frau, die eine weiße Mütze mit Ohrchen trägt, steht links von uns und tippt in ihr Handy. Dann klingelt das Handy kurz, die Frau geht ran und sagt sofort: „Was ist das für Mann?“ Sie regt sich auf und gestikuliert, und es ist fast schade, dass sie sich zu der Ohrchenmütze nicht noch einen Plüschschwanz umgebunden hat, dann wär sie eine wütende Schneekatze. „Was ist das für ein Mann“, fragt sie immer wieder in ihr Handy, „ich frage dich, was ist das für ein Mann? So krank, so krank ist er. Ja, das beruhigt mich. Tamam. So krank.“ Dann legt sie auf, schnaubt noch mal und setzt sich Kopfhörer auf. Ganz vorne am Gleis steht jetzt ein Musiker mit Lederjacke, er hält eine Geige in der Hand und den Bogen unterm

Der Typ mit dem Eis kratzt den letzten Rest aus der Packung

Arm und zupft leise „Jingle Bells“. Noch fünf Minuten.

Der Typ mit dem Eis kratzt den letzten Rest aus der Packung, dann steht er auf und geht. Ein Mann mit Kind kommt die Treppe runter. Der Mann trägt den Kinderwagen, das Kind läuft Stufe für Stufe runter und singt: „Happy börsdii, lieber Papa!“ Als beide unten sind, steckt der Mann das Kind in den Wagen und sagt: „Find ick nich lustig.“ „Happy börsdii!“, ruft das Kind, und dann: „April, April, Papa!“ „Provizier nich rum“, sagt der Vater, „ist Winter jetzt. Kein April.“ „Wintaaaaa!“, schreit das Kind, und weil es so schön hallt, gleich noch mal. Dann schiebt der Mann den Kinderwagen mit Kind über den Bahnsteig, er geht schnell und genervt, und das Kind ruft: „Achttoong! Kinderwagööön!“ Noch drei Minuten.

MARGARETE STOKOWSKI

# Maschinengewehr und Bettgestell

VON INGA BARTHELS

KUNST In der Schau „Finden und Fügen“ treten Claudia Busching und Pomona Zipser in der Kommunalen Galerie Berlin mit ihren Collagen und Skulpturen in einen künstlerischen Dialog

Scharfe Kanten und rostige Nägel, die aus rot bemaltem Holz hervorragen. Mit Strick und Draht zusammengehaltene Elemente, die zusammen ein rätselhaftes Konstrukt bilden, dessen Funktion sich nicht erschließt. Es bleibt einzig die bedrohliche Wirkung, die von dem Objekt ausgeht. Die Skulptur „Roter Stern“ bildet den Auftakt der Schau „Finden und Fügen“, in der die Collagen von Claudia Busching mit den Skulpturen von Pomona Zipser in einen künstlerischen Dialog treten sollen.

Organisiert ist die Ausstellung vom Frauenmuseum e.V. Berlin. Die Vereinigung setzt sich für in Berlin lebende Künstlerinnen ein, bietet ihnen einen Ort des Austauschs und gestaltet Ausstellungen, wie nun in der Kommunalen Galerie Berlin.

Zipers Skulpturen, unter ihnen „Roter Stern“, nehmen dabei auf den ersten Blick den Raum

der Galerie für sich ein. Einige der Arbeiten erinnern an Insekten, die sich tastend am Boden entlang bewegen. Andere wecken Assoziationen an Waffen, besonders die mit Tarnfarben bemalte „Fußangel“ und die schwarze Skulptur mit dem poetischen Titel „Gar schaurig ist's übers Moor zu gehen“, die in Format und Farbe in etwa einem Maschinengewehr entspricht. Die großformatige Arbeit „Haus oder Weg“ hingegen erinnert an ein zerbrochenes Bettgestell.

Zipser arbeitet mit gefundenen Materialien, mit Holzabfällen, Brettern und Leisten. In vielen stecken noch alte Nägel, auch andere Gebrauchsspuren werden nicht verdeckt. Das Material wird teilweise von Strick zusammengehalten, was wiederum Assoziationen an ein Floß oder an archaische Werkzeuge weckt.

Zipser und Busching gehören derselben Generation von Künstlerinnen an. Zipser ist 1958 in Rumänien geboren, 1970 kam sie

nach Deutschland. Sie studierte zunächst in München bei dem surrealistischen Maler Mac Zimmermann, um dann im damaligen Westberlin unter dem Bildhauer Lothar Fischer zu lernen. Neben den Skulpturen arbeitet sie auch mit Papier, so etwa in ihren Scherenschnitten. Busching ist 1954 in München geboren. Sie war Meisterschülerin von Hann Trier an der Hochschule der Künste in Berlin. Die Konstante in ihrem Werk sind Kontraste – mal Schwarz und Weiß, mal Raum und Fläche.

Farbeimer an der Wand

In „Finden und Fügen“ zeigt Busching titellose Collagen aus unterschiedlichen Papiersorten, Kohle und Acryl. Während die Farbgebung stets gleich bleibt – Abstufungen von Schwarz und Weiß –, changiert das Material und die Anordnung. Mal spielen mehrere Schichten von Seidenpapier die Hauptrolle, dann ist es die Zeichnung über den Papier-

schichten, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Formal am nächsten kommen sich die Werke der beiden Künstlerinnen, wenn Busching sich aus der Zweidimensionalität des Papiers hinausbewegt. Das passiert in Form eines Gitters aus Holzweigen und Draht sowie in einer Arbeit, in der zwei grau und schwarz bemalte Farbeimer an der Wand montiert sind.

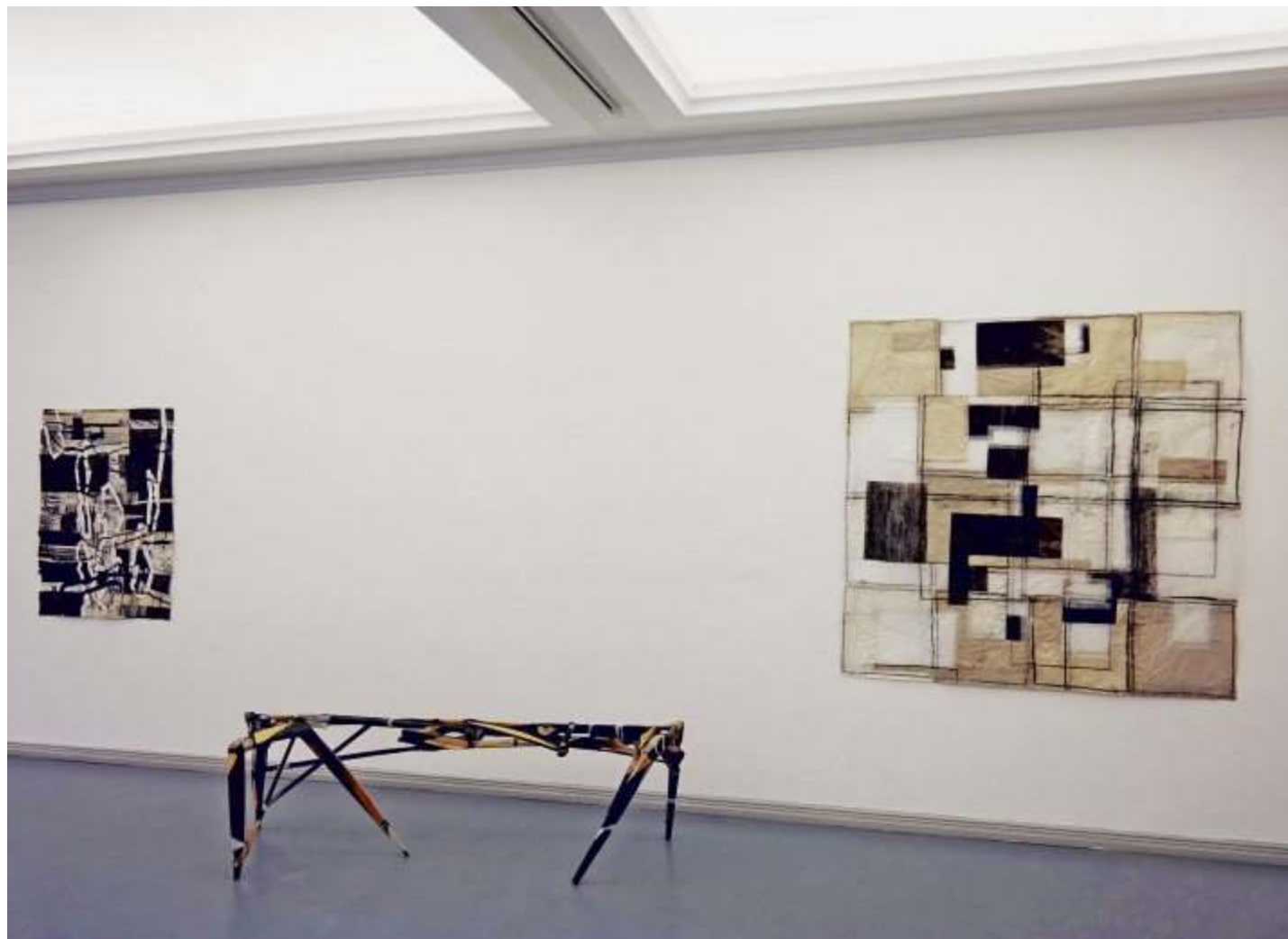
Hier ergeben sich Parallelen in Materialität und Dimensionalität der Arbeiten. Der Zusammenhang beider Werke ist in der Schau dagegen oft nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Während Zipers Arbeiten auf Antriebe eine Vielzahl an Assoziationen hervorrufen, bleiben Buschings Collagen zunächst eindimensional in ihrer Wirkung.

Erst bei genauerer Betrachtung von Buschings Collagen lassen sich ihre Komplexität und die Parallelen der Arbeiten zu Zipers Konstruktionen erkennen. Buschings Papierarbeiten lassen durch die verschiedenen Schichten aus aufeinanderfolgenden Arbeitsstufen das Prozesshafte, das auch in Zipers Skulpturen sichtbar ist, erkennen. In einer ihrer Collagen schimmert unter mehreren Lagen Papier und Zeichnungen noch das Fernsehprogramm aus der Zeitung hindurch. Es ist auch das Arbeiten mit gefundenen, zunächst nicht-künstlerischen

In einer Papiercollage schimmert noch das Fernsehprogramm aus der Zeitung hindurch

Materialien, die das Werk beider Künstlerinnen ausmacht. Busching und Zipser setzen sich Grenzen in Material und Form und loten dann den gestalterischen Spielraum innerhalb dieser Grenzen aus. So finden und fügen sich die auf den ersten Blick so verschiedenen Arbeiten der Frauen auf den zweiten Blick zu einem ergiebigen künstlerischen Dialog zusammen.

■ Finden und Fügen: Kommunale Galerie Berlin, Hohenzollerndamm 176, Wilmersdorf, Di.–Fr. 10–17 Uhr, Mi. 10–19 Uhr, So. 11–17 Uhr, noch bis zum 25. Januar



Sieht irgendwie bedrohlich aus, dieses durch den Raum kraxelnde Rieseninsekt Foto: Claudia Busching

DIE NADEL UND DIE ROUTINE

## Große Fortschritte

Sind Sie irgendwie nervös?“, fragt die Arzthelferin, während sie die Kappe von der Injektionsnadel zieht und mir leicht auf den freigelegten linken Oberarm klopft. „Lassen Sie ruhig ganz locker.“

Nanu, denke ich. Ich bin doch ganz locker. Das ist hier alles kein Problem für mich. Eine lächerliche kleine Spritze – na und? Gebt mir zwei, drei, viele Spritzen, von mir aus, immer rin in die gute Stube, bis ich ein inverser Igel bin. Mich giert geradezu libidinös nach dem Eindringen der Nadel in meine Haut, in mein Fleisch, in mich. Der Schmerz ist mein Freund, die Angst mir fremd, mein Hobby ist Fakir.

Klar, das war nicht immer so. Wenn ich im Vergleich dazu nur an früher denke und an die alljährliche Gripeschutzimpfung: Meine Güte, das war ein

Theater! Da bin ich dann schon stolz darauf, wie locker ich heute bin und wie weit ich mein Trauma offensichtlich überwinden konnte. Als Arzt gab uns mein Vater die Spritzen nämlich selber.

Ganz davon abgesehen, dass jedes Kind weiß, dass medizinische Nadelarbeit von einer routinierten Schwester in der Regel zehnmal besser und schmerzloser ausgeführt wird als von einem, in diesen niederen Verrichtungen nur noch wenig geübten, vorgesetzten Arzt, hatte ich auch einfach große Angst vor Injektionen aller Art. Warum die Angst so stark war, weiß ich beim besten Willen nicht zu sagen, aber schon der Anblick des meist gegen Anfang September verlässlich im Kühlschrank auftauchenden Impfstoffs verdarb mir komplett die Wochen bis zu seinem endgültigen Einsatz. Und war

KOLUMNE

VON ULI HANNEMANN  
Liebling der Massen



der Abend dann gekommen, wurde ich von Eltern und Geschwistern in einer Art Treibjagd regelrecht gehetzt, um schließlich im hintersten Winkel des Kohlenkellers eingekesselt zu werden, wo ich wie eine in die Enge getriebene Ratte quiekte und biss, kratzte und ätzenden Urin in die Augen der Angreifer spritzte, bis das Fangnetz fiel.

„Atmen Sie einfach mal ganz entspannt aus“, rät die Arzthelferin und desinfiziert mit einem Tupfer den Bereich um die geplante Einstichstelle.

Ich verstehe wirklich nicht, was sie hat. Ich bin die Ruhe

selbst. Also relativ. Ganz vielleicht, rätsle ich, liegt es an den Eigenheiten der Praxis hier am Schlesischen Tor, wo quasi im Akkord gespritzt und Blut abgenommen wird. Typisch für das Profil dieser Heileinrichtung ist eine informelle Spezialisierung auf die vor Ort zahlreichen Suchtpatienten, inklusive suchtmedizinischer Versorgung und Substitutionsprogramm. Solche Patienten sind natürlich hartgesotten. Die zucken um kein Jota, die sind höchstens mal unentspannt, wenn sie keine Nadel spüren. Oft impfen sie sich sogar selber mal eben schnell in Hauseingängen.

So etwas prägt natürlich auch das medizinische Personal in seinen Eindrücken und seiner entsprechenden Erwartungshaltung. Da wertet es bei einer auch nur minimal sensibleren

Klientel wie mir bereits das leichte Heben der Augenbraue als Paniksignal, das kann schon sein.

Aber das ist lächerlich. Ein kleines bisschen, das merke ich und gebe es auch gerne zu, verletzt es mich, dass niemand die für mich so wichtigen Fortschritte erkennt, die ich über die Jahre hinweg gemacht habe.

Sie müssen doch sehen, wie freundlich ich lächle, während ich laut um Hilfe und Erbarmen schreie und weine, wie entspannt ich atme, während ich nach dem Arzt und den drei Sprechstundenhilfen trete, die versuchen, mich an Händen und Füßen unter der Behandlungsliege hervorzuzerren, an die ich mich zwar fest, aber durchaus auch spielerisch klammere, sie müssen doch sehen, wie locker ich bei alledem bin.